

**Linke, Angelika; Ortner, Hanspeter; Portmann-Tselikas, Paul R. (Hg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer, 2003. 488 S.**

Sprachen sind nicht etwa die Voraussetzung des Kommunizierens, sondern eine unbeabsichtigte Folge der kommunikativen Bemühungen der Akteure. (Rudi Keller S. 169)

Wenngleich Clemens Knobloch die irreparable Flüchtigkeit der Kommunikation illustrierend feststellt „Was wir bei einer Tagung reden, und wie es von den Teilnehmern verstanden wird, ist nicht zu rekonstruieren“ (S. 105), ahnt man als Leser etwas von der Intensität der Vorträge und Diskussionen der Tagung zu „Linguistik der sprachlichen Praxis“ im Jahre 2001 auf dem Monte Verità in Ascone, deren Ergebnis der vorliegende Band ist.

„Was ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft?“ lautet der Titel des den Band einleitenden Beitrages von *Hanspeter Ortner* und *Horst Sitta* und zieht sich als roter Faden durch das gesamte Buch. Die Herausgeber des Bandes, *Angelika Linke*, *Hanspeter Ortner* und *Paul R. Portmann-Tselikas* benennen als Ausgangspunkt die von Horst Sitta angesprochene „Gretchen-Frage nach dem Verhältnis der Sprachwissenschaft zur kommunikativen Praxis und zu Anwendungsbereichen wie Sprachkritik und Sprachdidaktik“. Dabei spiegelt der Band ausgehend von den zwei Möglichkeiten, sich entweder für die reine „Sprache *hinter* dem Sprechen“ zu interessieren oder als Gegenstand der Sprachwissenschaft „die konkreten *kommunikativen Prak-*

*tiken*“ (also die Performanz „in der medialen Form der Mündlichkeit wie der Schriftlichkeit“) zu betrachten, ein klares Bekenntnis zur zweiten Sichtweise wider (vgl. Linke/Ortner/Portmann-Tselikas S. XI). So formulieren die Herausgeber in der Einleitung als Ziel „die Performanz als den Ort der Selbstkonstitution von Sprache zentral zu setzen“ (S. XIV).

Nach dem Vorherrschen der verschiedenen *langue*- und Kompetenz-zentrierten Richtungen des Strukturalismus im 20. Jahrhundert wird hier also eine Performanz-Zentrierung zum ersten Mal in so breitem Umfang (mit 22 sowohl ‚top down‘- als auch ‚bottom up‘-perspektivierten Beiträgen auf 488 Seiten) zum Gegenstand sprachtheoretischer, eben „gegenstandskonstituierender“ Überlegungen gemacht. Während vor allem seit der sogenannten „pragmatischen Wende“ in den 60er Jahren sich durchaus einige linguistische Forschungsrichtungen mit ihren jeweils spezifischen Schwerpunktsetzungen für einen Teilbereich der „kommunikativen Praxis“ interessiert haben (und sich dabei häufig einem Rechtfertigungszwang gegenüber dem *Mainstream* ausgesetzt sahen), macht vorliegender Band nun also endlich den Ausgang von der Performanz „salonfähig“, indem er – trotz der Heterogenität der einzelnen Beiträge – diesbezüglich einen klaren Konsens widerspiegelt. Aber wie lässt sich eine „Linguistik der sprachlichen Praxis“

konstituieren? Vorliegender Band ergibt diesbezüglich (noch?) kein homogenes Bild. Dies ist auch nicht verwunderlich, weil das Bekenntnis zur „sprachlichen Praxis“ ja die Hinwendung zu den vielfältigsten Aspekten ermöglicht. Denn was ist „sprachliche“ oder „kommunikative Praxis“ bzw. wie kann die Linguistik diese Perspektive in angemessener Weise ausarbeiten?

Im *ersten* Teil des Bandes („Mehr als Sprache ... eine Annäherung“, vertreten durch den bereits erwähnten Beitrag von Ortner/Sitta und „Gegenstandskonstituierung – top down“ mit neun Beiträgen) werden unterschiedliche Wege zur „Annäherung“ an die „Gegenstandskonstituierung“ gegangen. Der Beitrag von Ortner/Sitta bildet quasi die Grundlage, indem er zu einer Debatte „über das Design einer künftigen Sprachwissenschaft“ (S. 3) anregt und Diskussionspunkte und Perspektiven aufzeigt; viele der weiteren Beiträge beziehen sich auf diese Anregungen. Während die Beiträge von *Peter Auer* und *Susanne Günthner* Begründungen für die Notwendigkeit einer Hinwendung zur sprachlichen Praxis bieten, beschäftigen sich *Fritz Hermanns*, *Dieter Cherubim* und *Konrad Ehlich* mit Teilaspekten der Linguistik der sprachlichen Praxis (Hermeneutik, Sprache als historischer Gegenstand sowie Verhältnis der Sprachwissenschaft zu Literatur und Literaturwissenschaft). *Ludwig Jäger* zeigt ausgehend von der Gegenüberstellung der anthropologischen Sprachkonzeption des 19. Jahrhunderts (am Beispiel von Humboldt) und der naturwissenschaftlich orientierten Sprach-

idee des 20. Jahrhunderts (am Beispiel von Chomsky) „Szenarien der dritten Option“ auf.

Die programmatische Hinwendung zur Performanz des Bandes bedeutet natürlich nicht, dass der Kompetenzbegriff aus der „Linguistik der sprachlichen Praxis“ auszuschließen sei. Vielmehr geht es – in Abgrenzung zur Kompetenzorientierung des Mainstream des 20. Jahrhunderts – um eine Ausdifferenzierung verschiedener, aus der Performanz zu abstrahierender Kompetenzen. So beschäftigen sich mit spezifischen Kompetenzbereichen die Beiträge von *Rudi Keller* und *Helmut Feilke*: Rudi Keller postuliert eine „semiotische Kompetenz“ davon ausgehend, „dass Kommunikation nicht die Existenz von Zeichen voraussetzt, jedoch die Fähigkeit, Dinge oder Ereignisse als Zeichen zu nutzen und als solche zu interpretieren“ (S. 170). Gegenstand von Helmut Feilkes Beitrag ist eine auf seinen Konzepten der ‚Common-Sense Kompetenz‘ und ‚idiomatischer Prägung‘ aufbauende ‚idiomatische Textkompetenz‘ (diesen Terminus haben wir zur Zusammenfassung gebildet, D.C. und M.H.). *Clemens Knobloch* schließlich zeigt Schwierigkeiten der Beschreibung der Realität der sprachlichen Kommunikation durch die Linguistik auf, die sich aus der Blickrichtung der Linguistik „vom Ende zum Anfang“ ergeben.

Aus naheliegenden Gründen können wir nicht auf alle Beiträge näher eingehen. Wir möchten deshalb nur zwei – für unsere Leser hoffentlich interessante – Anregungen des als Diskussionsgrundlage gedachten Beitrages von

*Hanspeter Ortner und Horst Sitta* kurz aufgreifen.

Hanspeter Ortner und Horst Sitta gehen davon aus, dass sich die Sprachwissenschaft zu sehr von der Öffentlichkeit entfernt und deshalb derzeit auch ein „Imageproblem“ hat. Sie konstatieren eine „Bringschuld“: „Ein Fach, das sich nicht an den Fragen und Bedürfnissen einer außerfachlichen Öffentlichkeit orientiert, läuft Gefahr, nur noch Fragen zu beantworten und Bedürfnisse zu erfüllen, die aus dem Fach selbst kommen.“ (S. 11) Viele der Autoren des Bandes greifen diese Mahnung auf (bspw. Peter Auer, der mit ‚realistischer Sprachwissenschaft‘ eine Sprachwissenschaft meint, „die Anschlussstellen für außerlinguistische Interessen bieten kann“, S. 177). Lediglich Clemens Knobloch warnt vor einer unreflektierten Orientierung an außerfachlichen Interessen: „Wer [...] von einer ‚Bringschuld‘ der Sprachwissenschaft gegenüber der Öffentlichkeit spricht, der macht überdies einen Kategorienfehler: Er setzt die ‚Öffentlichkeit‘ als einen Raum von *per se* legitimen Erwartungen.“ (S. 102) Knobloch präzisiert: „Man sollte vielmehr von (praktischen) Resonanzfeldern sprechen, in denen das ‚Image‘ eines Faches öffentlich produziert und verhandelt wird.“ (ebd.)

Ortner/Sitta sehen den Schlüssel zur Überwindung des angekratzten Verhältnisses von Linguistik und Öffentlichkeit offenbar in einer Hinwendung zu einer Sprachwissenschaft als Wissenschaft von sprachlichem Verhalten, als linguistische Anthropologie. Ortner/Sitta gehen dabei von

einer Kritik an der bisherigen Minimalsemasiologie aus und betonen, dass es ja der Mensch sei, der aus kleineren Einheiten größere Einheiten macht, „indem er Bezüge zu seinem Wissen und zu seiner Welt herstellt“ (S. 18). Auch diese Anregung wird von einzelnen Autoren des Bandes aufgegriffen; so stellt bspw. *Susanne Günthner* „Ansätze einer Anthropologischen Linguistik“ vor, wobei sie darunter offenbar eine an der kommunikativen Praxis orientierte Linguistik versteht. Auch hier warnt Clemens Knobloch: Den Anspruch, die Leistung von Sprache in ihrer Beteiligung an allen Aktivitäten des Individuums und der Gesellschaft nachzuzeichnen, können wir nicht einlösen, „weil er die gegenstrebige *Reduktion*, die an der Wiege jeder ‚Wissenschaft‘ steht, einfach ignoriert.“ (S. 104) Knobloch schlägt deshalb eine realistischere ‚Axiomatik‘ vor: „[...] eine grundsätzliche Klärung des Verhältnisses zwischen den (naturgemäß reduktiven) gegenstandskonstitutiven Begriffen der Linguistik und den historisch hochvariablen Realitäten der sprachlichen Kommunikation.“ (S. 105) Eine solche Klärung ist dringend geboten, denn die „sprachliche Kommunikation baut Verweisungsräume auf, um uns in ihnen zu orientieren. Die Linguistik baut Verweisungsräume ab, um uns im sprachlichen Zeichensystem zu orientieren. Das sind auf weite Strecken gegensätzliche Ziele.“ (S. 118)

Im *zweiten* Teil des Bandes wird nach der Gegenstandskonturierung in „bottom up“-Manier gefahndet. Während im top-down-Teil aus theo-

retischer Perspektive die „sprachliche Praxis“ reflektiert wurde, bearbeiten die Autoren des zweiten Teiles einzelne Bereiche der sprachlichen Praxis und erörtern aus dieser Perspektive die Gegenstandsfrage.

Viele Autoren knüpfen an Ortner/Sittas These der „Bringschuld“ an: Die Sprachwissenschaft muss sich Öffentlichkeit schaffen, wobei diese Öffentlichkeit keine in sich homogene soziale Gruppe darstellt, sondern benachbarte Fachkollegen bis linguistische Laien umfasst (*Antos*, S. 474, 478). Die Absicht, Linguistik aus ihrer Praxisferne aus- und dadurch in die Öffentlichkeit einzuführen, kann somit als zweiter Teil des eingangs erwähnten roten Fadens angesehen werden. Denn die einzelnen Beiträge, wie heterogen auch immer, heben alle darauf ab, Möglichkeiten zur Umsetzung des „hohen Ziels“ darzustellen.

Als idealer Auftakt erweisen sich die Überlegungen Kämpers zu der Frage, wie Sprachgeschichte – und Linguistik überhaupt – durch linguistische Diskursanalyse und Mentalitätsgeschichte in die Superdisziplin „Kulturwissenschaft“ einzubinden ist. Durch die Auffassung von Sprachwissenschaft als einer „Kulturwissenschaft, die sich mit der Beschreibung von Sprache als Form sozialen kulturellen Handelns beschäftigt“ (S. 250), ist nämlich ein allgemeiner Rahmen für die nachfolgenden Beiträge gegeben. Im Zusammenhang mit dem (Mentalitäts) Geschichtsgedanken fordert *Jörg Kilian* die Berücksichtigung des Denkens und Fühlens der „Mitlebenden“, wodurch eine wissenschaftlich begrün-

dete kritische Semantik des „Treffender-Sagens“ möglich sein könnte (S. 272f).

Wenn auch auf verschiedene Art und Weise, aber ebenfalls wissenschaftlich fundiert, möchten die Beitragenden im Subkapitel zur Sprachkritik („Stilfragen – Sprachkritik – Normdiskussion“) „ihre“ Wissenschaft wissen. Als älteste Formen kritischer Annäherung an Sprache bilden Rhetorik und Stilistik das Thema des Beitrags von *Andreas Gardt*. Die rhetorisch-stilistische Gestaltung von Sprache „wird hier [...] als ein nicht hintergebares Handeln mit und in Sprache verstanden“ (S. 385), während dessen man die Wirklichkeit für sich via Sprache konstruiert. Daraus folgt ein Verständnis von Rhetorik und Stilistik als pragmatische Disziplinen, die die Aufgabe haben, das sprachliche „Sich-Bewegen in der Welt“ (S. 397) und die sprachliche Gestaltung von Wirklichkeit zu untersuchen.

Bei Sprachkritik im modernsten Sinne, so *Schiewe* (S. 412), komme es auf die Formulierung und nicht auf die Durchsetzung von Sprachnormen als Alternativen an. Dementsprechend fordert er eine Aufgabenteilung zwischen Sprachkritik und Linguistik, nach der erstere über die Umsetzung außersprachlicher Normen in sprachliche Gebrauchsnormen Aussagen macht, während letztere dann diese Aussagen bewertet. In Anlehnung an die Grice'schen Konversationsmaximen bindet *Rainer Wimmer* die „die Alltagskritik von Sprecher/innen an normativem Sprachgebrauch“ (S. 429) mit linguistischen Mitteln fortsetzende

Sprachnormenkritik in den allgemeinen Rahmen einer kommunikativen Ethik ein. In einem etwas scharfen Ton setzt sich *Götz Beck* für ein Umdenken in der Beurteilung von Sprachkritik und -pflege ein, indem er dafür plädiert, dass – ausgehend vom gemeinsamen Nenner „Sprachwissenschaft = Kulturwissenschaft“ – sich Sprachwissenschaftler und Sprachlehrer ihrer (auch sprachlichen) Erziehungspflicht nicht entziehen sollten.

Neben linguistisch begründeter Sprachkritik bietet sich Sprachdidaktik als eine weitere mögliche Kandidatin in der praxisnahen Erweiterung des linguistischen Aufgabenfeldes an. *Bremerich-Vos* zeigt am Beispiel der Kürzungs- und Schärfungsschreibung, dass eine erfolgreiche Didaktisierung linguistischer Erkenntnisse bei weitem nicht naheliegend ist. Didaktik braucht Emanzipation und sollte sich von der Mainstreamlinguistik loslösend an der empirisch ausgerichteten Pädagogischen Psychologie orientieren. Um ihr Verhältnis zur Didaktik nicht zu verlieren, muss Linguistik auf der anderen Seite in der bereits erwähnten Richtung „kulturwissenschaftliche Wende“ (S. 301) denken. Diese Auffassung von Sprache als soziokulturellem Phänomen und somit als Verhaltensmedium muss nach *Hanspeter Ortner* auch in der Schreibberatung mit berücksichtigt werden. Linguistik müsste dabei klären, wie durch Sprache als Medium Wissen gewonnen und bei Textproduktion gestaltet wird, wobei wiederum die Psychologie Hilfe leisten kann. *Ann Peyer* zeigt in beeindruckender Weise, dass nicht nur benachbarte Disziplinen,

sondern auch die Auseinandersetzung von Laien mit Sprache („Language Awareness“) in die linguistische und didaktische Analyse mit einbezogen werden kann und sollte. Somit wäre eigentlich die von Antos (und den anderen Beitragenden) geforderte Öffentlichkeit im weitesten Sinne geschaffen. Dass noch weiter gegangen werden kann über die Grenzen der Schule hinaus bis zum Berufsleben, zeigt der Beitrag *Wolfgang Boettchers*, in dem er u.a. darstellt, wie über grammatische Strukturen „unter der Perspektive interaktioneller Ressourcen für soziale Interaktion“ (S. 378) nachgedacht werden kann und welche positiven Konsequenzen dies in der Gesprächsforschung, -beratung und -fortbildung haben könnte. Wenn man zu den in dieser Rezension dargestellten beiden Feldern „Sprachdidaktik“ und „-kritik“ die Literaturwissenschaft, ganz konkret die linguistisch geprägte faszinierende Analyse der Morgenstern'schen Monatsnamen bei *Helmut Henne* hinzunimmt, so stehen u.E. die wissenschaftspraktischen Perspektiven einer zukünftigen Linguistik gar nicht so schlecht.

Welchen Platz die Linguistik in der Superdisziplin Kulturwissenschaft hat und wie ihr Verhältnis zu den anderen „Teilnehmern“ aussieht, d.h. was ihr Gegenstand ist, darauf gibt das vorliegende Buch ein heterogenes Antwortpaket, das etliche Möglichkeiten enthält. Im Wesentlichen geht es hier um zweierlei: Einerseits möchten bisher vernachlässigte, jetzt mit linguistischem Theorie- und Methodenapparat gestärkte Forschungsfelder (Sprach-

kritik und Didaktik) ihren Weg in die Sprachwissenschaft finden, andererseits präsentieren manche Beiträge viel versprechende Alternativen zu der (eigentlich schon seit langem) mit Recht geforderten Integrierung der Linguistik in die Sozial- und Kulturwissenschaften. Auch der Beitrag von Antos, der wohl als Abrundung gedacht ist, kann als eine mögliche Alternative angesehen werden (Linguistik als „Transferwissenschaft“, die sich auf Wissenskommunikation konzentriert), nicht jedoch als eine integrierende Zusammenfassung der aufgezeigten Pfade.

Dass die Sprachwissenschaft in einem kulturwissenschaftlichen Rahmen ihren Platz hat und dass dadurch eine reflektierte Annäherung

an die „praktischen Resonanzfelder“ möglich werden könnte, darüber sind sich die Autoren des Bandes einig. Offen steht jedoch, wie ein der Linguistik zu Grunde liegendes allgemeines soziokulturelles Konzept auszusehen hat und wie die reduktive Vorgehensweise der Sprachwissenschaft bei der Theoriebildung (vgl. Knobloch, 105) mit der vielfältigen Sprachrealität, die es ja zu beschreiben gilt, in Einklang zu bringen ist. Die Beantwortung dieser Fragen ist wahrscheinlich noch Zukunftsmusik, die zu spielen sich aber äußerst lohnen würde.

*Dániel Czicza – Mathilde Hennig  
(Szeged)*